

Holke Molloisch

Lebertran und Pumpnickel

mit einem Vorwort von:
Christoph Zöpel



**Eine anthropologische
Gratwanderung**

Brockmeyer Verlag

**Auszug aus:
Holke Molloisch, Lebertran und Pumpernickel, Bochum 2004**

Inhalt

Bedrücktheit und Flucht	6
Schuferei und Angst	18
Rückkehr	31
Canossa-Gang und Rettung	37
Ausbeutung und Betrug	80
Epilog	110

Bedrücktheit und Flucht

*„Lasset die Kinder und wehret ihnen nicht, zu mir kommen,
denn solchen gehört das Himmelreich.“*

Matthäus 19,14

Auszug 1. Kapitel: Bedrücktheit und Flucht

Schon in meiner ganz frühen Kindheit – ich kann mich etwa von meinem dritten Lebensjahr an zurück erinnern – scheint dieses Zitat zu passen. Wenn ich bedenke, wie ich als Kind mit den mir angebotenen Dingen über weite Strecken nicht einverstanden war in unserer Wohnung auf der Vereinsstraße in Bochum.

Mutter hatte wieder geheiratet. Mein leiblicher Vater war unweit dieser Wohnung – sie bestand aus zwei Zimmern – im Oktober 1943, an einem großen Hochbunker ums Leben gekommen. Opfer des Faschismus, es war eine englische Luftmine, die ihm und vielen anderen den Tod bereitete.

Wir hatten großes Glück, dass wir über diesen zweiten Papa eine Wohnung ergaunerten, zugewiesen bekamen. Schon in dieser Wohnung war es denn eher bedrückend, als dass ich wirklich glücklich war, wie man es von Kindern erhofft und erwarten darf, und wie ich es bei meinen Enkelkindern sehe, z.B. bei Pablo, war ich wirklich selten fröhlich.

Äußerlich vielleicht, aber in meinem relativ langen Leben noch immer reflektierend, weiß ich, dass ich wirklich nicht fröhlich sein konnte, obwohl ich im Gegensatz zu vielen anderen Kindern nicht in einer Notwohnung leben musste oder im Keller – es war ja alles kaputt. Ganze Straßenzüge lagen in Schutt und Asche. Auch nicht Hunger litt, sondern blühte und gedieh dank **Lebertran und Pumpernickel**, während meine Eltern vom Pinn fielen.

Aber immer wieder diese seltsame Bedrücktheit. Sicherlich nicht nur dann, wenn es wieder mal Streit gab. Auch Weihnachten, zu Heiligabend, wenn mir mein Vater die Holzeisenbahn aufbaute, die er selbst gefertigt, in der gegenüberliegenden Schreinerei, Schreinerei Langheit, mit großer Liebe gefertigt hatte, die Waggonen waren mit Rädern und Schiebetüren ausgerüstet. Aber man stritt sich dann in der großen Küche, wo ich spielte, vor dem mit Holz gefeuerten Kanonenofen. Es war auch genügend Brennmaterial da, das eben andere auch nicht hatten. Ich weiß noch genau, dass ich so dachte: „Streitet euch doch nicht.“ Und sie stritten eben doch. Das bedrückte mich. Es waren auch nicht die Wanzen, die dann plötzlich in unserem Schlafzimmer auftauchten. Ich kann mich noch genau erinnern. Mein Vater erkannte sie.

Wenn ich von meinem Vater rede, meine ich meinen zweiten Papa, das war mein Vater, meinen leiblichen kannte ich nicht. Er hat es auch wirklich verdient, dass ich ihn so sah, so fühlte. Er war eben ein großartiger Mensch, sehr fleißig, sehr besorgt um die Familie, und eben mit meiner Mutter, einer nicht ganz einfachen Frau, verheiratet. Sehr anstrengend, heute würde man sagen, mit dem Biss nach vorn, das war ja wohl nicht falsch. Aber wie sie es dann manchmal gemacht hat, das WIE, das war eben nicht immer so in Ordnung.

Eben dieses WIE führte neben anderen Faktoren zu atmosphärischen Verstimmungen und zu meiner Bedrücktheit. Dabei hätte meine Mutter es eigentlich gar nicht nötig gehabt, dieses WIE zu produzieren, wie sie es tat, sondern sie hätte durchaus auch relativierend bei all dieser gesamten Nachkriegsnotlage etwas zufrieden sein können. Wir hatten sogar eine schöne Wohnungseinrichtung, die mein Vater mit in die Ehe gebracht hatte, eine schöne Küche, ein eichernes schönes Schlafzimmer – alles Dinge, die die anderen wohl kaum besaßen, die meisten waren ja ausgebombt. Kurz darauf kamen die Flüchtlingsfamilien, die besaßen auch so gut wie nichts. Also über ein gewisses Relativieren hätte man auch ausgeglichener sein können.

Mein Vater hatte Arbeit in der uns gegenüberliegenden Schreinerei. Er hatte zwei Berufe: Er war Schreiner und Elektriker, und zu dieser Zeit arbeitete er als Schreiner. So manche Sache konnte er nach seinem Feierabend für Dritte, Vierte erledigen. Zum Beispiel in der Brotfabrik Bauer, die unweit unseres Hauses gelagert war und Schwarzbrot und Pumpernickel herstellte. Er fertigte dort Verdrahtungen und bekam dafür Naturalien, von denen man ja auch – vor allen Dingen ich – ganz gut über die Runden kam. Meine Mutter sah das mit Sicherheit auch, aber sie war in sich doch sehr häufig unzufrieden. Darunter leidet man dann. Dass dieses WIE mich noch viele Jahre begleiten sollte und auch für diese Bedrücktheit sorgte, das war mir damals natürlich noch nicht klar.

Um unsere schmale Ernährungsbasis etwas aufzubessern, fuhr mein Vater mit Mutters Schwager, Onkel Willi, einige Male ins Oldenburgische. Dort wurde gehamstert, das muss immer ein recht abenteuerliches Unternehmen gewesen sein. Ab und zu war dann auch die Schwägerin meiner Mutter mit von der Partie und man tauschte dann Hemden, Bettwäsche und andere Dinge gegen ein paar Kartoffeln, Speck, Mehl. Und dann war bei uns immer was los. Nun wurde Streuselkuchen gebacken. Das waren dann solche Momente, da ich mich erinnere, dass wir zu Tische saßen und eine ganze Platte Streuselkuchen auf einmal verzehrten. Ich weiß noch, ein Stück war übrig, und

ich, an der Längsseite des Tisches sitzend, meine Mutter mir gegenüber, mein Vater vor Kopf, guckte auf dieses Stück, ob ich das denn wohl noch bekomme. Mein Vater sah das und sagte: „Nimm es dir“. Dann hab ich das auch genommen und mit Wonne gegessen.

Aber um Kartoffeln braten zu können, braucht man Fett. Es gab ja nur alles auf Marken, und die waren sehr begrenzt, und in so weit waren die Bratmöglichkeiten sehr gering bemessen. Da gab es den guten Dr. Frenz, ein Knappschaftsarzt, der meiner Mutter – ich sage auch, weil er mich so nett fand, wie ich später hörte – Lebertran verschrieb. Lebertran kann man ja nicht nur mit dem Löffel einnehmen oder trinken, damit kann man auch braten.

Und so wurde dann eben Lebertran bei uns für alle möglichen Gerichte – bescheidene Gerichte – zum Braten verwandt. Zur Freude meiner Mutter schmeckte es mir; allerdings hatte es eine Spätfolge: Denn ich mochte in meinem ganzen Leben noch nie Fisch. Als dann die Zeiten anbrachen, da man auch mit Selbstverständlichkeit Fisch kaufen konnte, nach der Währungsreform 48/49, war mir dieser Genuss versagt, bis zum heutigen Tage. Selbst den edelsten Fisch müsste ich, wenn ich ihn zu essen versuchen würde, sofort erbrechen.

Zu jener Zeit hatten Kindergärten noch nicht die Bedeutung wie heutige Kindergarteneinrichtungen. Man hatte noch nicht die kommende Schulzeit und die Vorbereitung auf diese Schulzeit so sehr im Auge. Es waren mehr oder weniger bessere Verwahrschulen, in denen man sich ein bisschen tummeln konnte, aber auf der Basis einer doch recht strengen Zucht. So besuchte ich dann auch den Kindergarten an der Cheruskerstraße in Bochum-Goldhamme. Dort gefiel es mir ganz gut, man konnte schaukeln und zu bestimmten Anlässen mit einer Ponykutsche fahren.

Nur, geleitet wurde der Kindergarten von zwei Diakonissen, die ein ziemlich strenges Regiment zu führen wussten, so nach dem Motto – ich will denen nicht zu nahe treten, aber es ist wohl nicht übertrieben zu sagen – „Sauberkeit und Zucht und Ordnung“. Ja, und wenn das nicht so klappte, wie die Damen sich das vorstellten, dann gab es Dickes, und das hieß damals eben halt auch, es wurde geprügelt.

Und so geschah das dann auch nach einigen Monaten, da ich diesen Kindergarten schon besucht hatte, dass im Stuhlkreis aus irgend einem Anlass, der mir heute nicht mehr gegenwärtig ist, ein Vergehen bei mir wohl festgestellt wurde, das mit einer Strafe geahndet werden sollte.

Ich musste also in dem Stuhlkreis antreten, schämte mich richtig, denn ich hatte keine wirklichen Schuldgefühle und sollte mit irgendeinem Gegenstand den Hintern versohlt bekommen. Bevor aber die Diakonisse ausholen konnte, sprang ich wie ein wildes Fohlen aus dem Stuhlkreis heraus, lief über den relativ glatten Fußboden zur Tür. Der Kindergarten befand sich in einem Gemeindehaus (ich habe das heute noch deutlich vor Augen), die Klinke der Tür war ziemlich hoch, da musste man sich schon kräftig strecken, etwas heranspringen, um die Klinke herunterziehen zu können, öffnete sie, quetschte mich hindurch und lief für meine damaligen Verhältnisse um mein Leben durch einen langen Feldweg, der durch Grabeland zur Vereinsstraße führte, in die elterliche Wohnung. Ich hab das wohl meiner Mutter erzählt, und ich weiß, dass ich diesen Kindergarten nie mehr besuchen musste. Das hab ich in sehr positiver Erinnerung. Ich war mit dem, was man da mit mir machen wollte, nicht einverstanden. Meine Mutter akzeptierte das.

Ich hab ihr das bis heute auch nicht vergessen.

Ausbeutung und Betrug

... „und sie wissen nicht mit wem sie reden“ ...

.. „und ein Schiff mit acht Segeln

und mit fünfzig Kanonen

wird beschießen die Stadt“ ...

Seeräuber Jenny

aus: Dreigroschenoper B. Brecht

Auszug aus dem 5. Kapitel: Ausbeutung und Betrug

Nach meiner Schulzeit und Konfirmation begann ich im Jahre 1958 eine Lehre als Rohrinstallateur bei der Gasgeräte-Gesellschaft in Bochum.

Es war ein Spezialwerk für Gasheiztechnik, das zur damaligen Zeit schon heizungstechnisch gesehen Spitzenprodukte produzierte. Ich war darauf sehr gespannt, hoch motiviert, und weiß noch, als meine Eltern mit mir zwecks Vorstellungsgesprächs die Firma aufsuchten und vom Besitzer der Firma empfangen wurden. Das war ein Diplom-Ingenieur, ein älterer Herr, aus Dessau stammend, Diplom-Ingenieur Friedrich Marsch. Er trug einen weißen Kittel, war etwas in seinem Gehabe zerfahren, nervös und erzählte meinen Eltern, was denn in seiner Firma produziert wird, dass das Zukunft habe, und dass die Zeiten des alten Stadtgases, mit dem man zu jener Zeit noch Gaskessel befeuerte, langsam zu Ende gingen und das Erdgaszeitalter anbrechen werde. Ich verstand das nicht alles sofort, vielleicht gar mein Vater auch nicht, mit Sicherheit hat er da technisch gesehen aber den besseren Durchblick gehabt. Das Ganze hörte sich sehr interessant an, es roch nach Zukunft und ich glaubte, dass ich in dieser Firma etwas Besonderes, etwas nicht Alltägliches erlernen würde.

Meinen Eltern und mir wurde dann von einem Techniker der Firma – es war an einem Samstagnachmittag – der Betrieb vorgestellt. Die Werkstatt bestand aus einer winkelförmigen Halle und sah sehr aufgeräumt aus. Werkbänke und Bohrmaschinen blitzten, mein Vater erklärte mir Schweißerkabinen, in denen dicke Kesselbleche zu Kesseln verarbeitet wurden. Der Techniker war sehr bemüht, uns zu erklären, wie hier vor Ort ein ganzer Kessel entsteht aus Rohprodukten bis hin zum Probebrennen. Zwei, drei Exemplare standen da auch. Er ging noch einmal auf unterschiedliche Feuerungstechniken ein. Mein Vater war schon angetan, meine Mutter guckte etwas skeptisch, aber insgesamt war das zufriedenstellend, wir sagten zu und verabschiedeten uns.

Die Firma hatte circa 25 Beschäftigte, davon waren etwa knapp 15 Facharbeiter in der Produktion tätig, die anderen im Büro als Techniker, Meister und im kaufmännischen Bereich beschäftigt. Hinzu kamen noch mit mir 4 Lehrlinge, einer im ersten Lehrjahr, das war ich, 2 im zweiten Lehrjahr und einer im dritten Lehrjahr.

An meinem ersten Arbeitstag stand ich ziemlich einsam vor der noch abgeschlossenen Werkstatttür. Ich wartete, bis dann mit einem lauten „Guten Morgen“ ein Mitarbeiter kam. Wie sich später herausstellte, war es der Lagerist, Herr Welle, ein älterer Mitarbeiter, der mir morgens immer begegnete. Ich war morgens immer der Erste, dies hing mit der Busverbindung zusammen, der Stadtteil Bochum-Hofstede war doch ein ganzes Stück vom Stadtteil Bochum-Goldhamme entfernt. Wie gesagt, es war mein erster Arbeitstag, kurz vor 7.00 Uhr, und es dauerte noch einige Minuten bis dann peu à peu die Beschäftigten einströmten. Dass ich der Neue war, wurde so nebenbei zur Kenntnis genommen. Herr Welle hatte mir vorher schon den Pausen-Aufenthaltsraum gezeigt. Dahinter lag der Waschraum. In der Mitte des Waschraumes das große Steingutwaschbecken und drum herum im rechten Winkel angeordnet die Spinde, jene schmalen, aus Stahlblech gefertigten kleinen Schränke, in denen das Arbeitszeug im Wechsel mit der normalen Bekleidung untergebracht war.

Es fing schon gut an, ich hatte nämlich keinen Spind. Alle Spinde waren belegt, und als dann der Meister eintraf, mich begrüßte und kurz vorstellte (Meister Fischer war ein netter, war kein Leuteschinder, durchaus vertrauenseinflößend, also etwas positives) fertigten wir – das war meine erste Arbeit in diesem Betrieb – aus zwei Flacheisen und mehreren gebogenen Haken eine Kleideraufhängung. Am Fußboden standen meine Schuhe. Ja, so begann mein erster Arbeitstag. Ich war etwas enttäuscht, aber dieser Zustand sollte noch lange währen, bis ich dann endlich einen frei gewordenen Spind bekam. Auf Grund dessen, dass ein ziemlich unangenehmer junger Facharbeiter nach zwei Jahren fristlos entlassen wurde und ich dessen Spind belegen konnte. Mittlerweile war mein drittes Lehrjahr angebrochen. Aber es interessierte keinen, dass ich in dieser gesamten Zeit morgens nie richtig trockene Arbeitssachen anziehen konnte, denn wenn die Arbeitskollegen nach 17.00 Uhr nachmittags sich wuschen und umzogen, war ja dieser Umkleide-Waschraum ständig von dem warmen Wasser vom Wasserdampf durchfeuchtet. Nicht selten waren meine Arbeitsschuhe auch in Mitleidenschaft gezogen. Nun gut, in meiner Naivität und auch von einem gewissen Fatalismus besetzt, wertete ich das nicht so unbedingt negativ, aber ich weiß, dass ich schon das Ganze als etwas komisch empfand.

Der Arbeitstag hatte begonnen, und es war ja nun so – vielleicht hat sich das heute auch noch nicht geändert – dass der jüngste Lehrling, der so genannte „Stift“, der

Lehrling im ersten Lehrjahr, gerade in Kleinbetrieben, wie hier in meinem Fall, für bestimmte logistische Aufgaben „höchstverantwortlich“ war, und der Lehrling, der das zweite Lehrjahr begann, froh war, diese Arbeiten vom Hals zu haben und den Neuen einzuweisen hatte. Dies geschah gleich am ersten Tag sehr intensiv an diesem Morgen. Manfred, ein netter Kerl, etwas älter als ich, er hatte seine Lehre etwas später begonnen, zeigte mir nun, wo es ab 7.00 Uhr morgens lang zu gehen hat. Das Ganze praktizierte er in großer Geduld, er war nie ungeduldig mit mir, alle Achtung! Aber als ich dann am Ende dieser Einweisungsphase, er begleitete mich auch immer dabei, merkte, was für ein Volumen das war, wusste ich, dass ich wohl von morgens 7.00 Uhr bis nachmittags 17.00 Uhr – das waren immerhin zehn Stunden, unterbrochen durch eine viertelstündige Frühstückspause von 9.00 bis 9.15 Uhr und durch eine halbstündige Mittagspause von 12.00 bis 12.30 Uhr, ganz schön eingespannt sein würde. Auch eine neue Erkenntnis. Ich war ja immerhin noch 14 Jahre alt. Und mit dem was ich da davor gemacht habe, war das nicht mehr vergleichbar.

Kurz nach 7.00 Uhr kam der Milchbauer mit seinem Wagen. Es wurden vorher alle Facharbeiter und Lehrlinge gefragt, was sie wünschten an Milch, Kakao etc.. Ich hatte das Geld einzusammeln, auf den Milchbauer zu warten, um die Produkte einzukaufen und bis zur ersten bzw. zweiten Pause zu horten. Diese Arbeiten wurden nebenbei erledigt, denn im Frühjahr, Herbst und Winter musste ein großer mit Koks gefeuerter Ofen auf Betriebstemperatur gebracht werden. Obwohl es ein Spezialwerk für Gasheiztechnik war, wurde darauf verzichtet, den großen, langen Ofen mit einem Gasbrenner zu befeuern, was ohne jede Schwierigkeit möglich gewesen wäre, aber Koks war billiger und somit wurde die große winkelförmige Werkstatt mit Koks beheizt. Das war eine ganz schöne Arbeit, denn einen solchen Koksofen wieder auf volle Leistung zu bringen bedeutete, dass man ihn jeden Morgen reinigen musste. Mit einer langen Stange wurden die Koksfladen nach oben gedrückt, mit einer langen Zange erfasst und hinausbefördert. Die Feuerungskammer wurde mit neuem Koks beschickt, der seitlich des Ofens in einer Ecke gelagert war. Wenn der Koks zu Ende ging, musste man mit einer vorsintflutlichen Schubkarre aus einem seitlich gelagerten Koksunker über circa dreißig Meter neuen Koks herbeischaffen. Das war während der Sommermonate nicht der Fall, aber große Teile des Jahres, Frühjahr, Herbst, Winter, war es nötig. Und sollte das Ganze nicht so klappen, gab es natürlich Ärger, denn in einer kalten Werkshalle zu arbeiten, ist nicht so angenehm, schmälert die Arbeitsleistung. Und so regte sich an irgendeinem Morgen der Firmenbesitzer auf, es

sei zu kalt, da könne man nicht so gut arbeiten, woran das denn läge. Na ja, dachte ich so im Stillen, du hast gut reden, denn je nachdem wie die Wetterverhältnisse waren, konnten sich die Abzugsbedingungen des Ofens verschlechtern. Es gibt ja auch drückende Wetter, und gerade bei Festbrennstoffen ist es dann manchmal so, dass der Kamin nicht die nötige Abzugsgeschwindigkeit entwickelt und das Feuer langsamer brennt. Aber zu diesem Zeitpunkt war ich dann doch schon so cool, dass es mir nicht unter die Haut ging.

Bis zur Frühstückspause war es dann nicht mehr allzu weit, und eine neue Aufgabenstellung präsentierte sich, die des Einkaufens. Die Firma lag am Rande der langen Poststraße, die diesen Stadtteil durchquerte. Auf dieser Poststraße waren Geschäfte angesiedelt, vom Milchbauern über Kolonialwarengeschäfte, die Getränkehallen, wie sie fürs Ruhrgebiet so typisch sind, Bäcker, Metzger und so weiter. Die Herren Monteure hatten natürlich ihre spezifischen Wünsche, und wieder durfte man von Werkbank zu Werkbank gehen, diese Herrschaften fragen, was sie den wünschten, aufschreiben, Geld einsammeln, sich dann im Schweinsgalopp auf den Weg zu machen, um die gewünschten Produkte punktgenau zur Pause servieren zu können. Natürlich wurden die Milchflaschen und Kakaoflaschen, die man vorher eingekauft hatte, in einem Wasserbecken zurechtgestellt. Das Wasserbecken war gasgefeuert, es wurde vorher angemacht, der Lehrling im zweiten Lehrjahr informiert, dass man sich auf den Weg macht, so dass er, wenn man nicht pünktlich zurück war, die Gasfeuerung zeitgerecht abschalten konnte. Nicht immer klappte das. Nun begann der Einkaufs-Slalom. Zu über 90 Prozent gelang es dann auch die gewünschten Sachen (Zigaretten, Bier, Fleischwurst, Mett, Hackepeter, Backwaren, Hefeteilchen usw.) pünktlich zur Pause abzuliefern.

Zwischen Ende Frühstückspause und Beginn Mittagspause um 12.00 Uhr standen dann jede Menge andere Arbeiten an. Eine der Hauptbeschäftigungen war das so genannte Kessel abdrücken. Es waren zwei bzw. später drei Schweißer-Kabinen, die ständig kleine und größere Kessel produzierten, die nun alle daraufhin geprüft werden mussten, wenn sie fertig waren, ob sie auch einer Kesseldruckprobe stand halten. Es durften dahingehend keine Fehler auftreten, dass sich an einer Schweißnaht Feuchtigkeit bildete oder es gar tropfte. Es war immer ein sehr umfangreiches Unternehmen. Der Kessel musste mit unterschiedlichen Stöpseln und Flanschen

abgedichtet werden. An der unteren Stelle war ein Wasserhahn, an der oberen Stelle der Wasserauslauf, auch mit einem Hahn verschraubt. Es wurde Wasser eingelassen, der Kessel wurde gefüllt und wenn das Wasser oben heraustrat, der Wasserhahn abgedreht und entsprechend die Kesseldruckprobe vorgenommen mit jeweils drei, vier, sieben, acht ATÜ. Gab das Leitungsnetz den Druck nicht her, etwa bei spezifischen Kesseln, bei Dampfkesseln zum Beispiel, die höhere Drücke aushalten sollten, musste mit einer Pumpe der höhere Druck erzeugt werden. Dann wurden sämtliche Schweißnähte kontrolliert. War alles in Ordnung, konnte man das Wasser ablassen, die Stopfen herausschrauben und die Flansche abmontieren. Wenn nicht, musste das Wasser bis zu jener Undichtigkeit abgelassen werden, es wurde nachgeschweißt und die Prozedur wiederholte sich. Einige dieser Kessel – je nach Bedarf – kamen dann in die Verzinkerei. Das war eine Aufgabe, die laufend erfüllt werden musste und die schon den ganzen Mann erforderte.

Zur Mittagspause wiederholte sich dann das, was am Morgen bereits stattgefunden hatte, nochmals. Nur, die Einkäufe waren noch umfangreicher.

Nach der Mittagspause bis zum Feierabend um 17.00 Uhr war man dann in der Regel irgendeinem Monteur zugeteilt und half bei der Installation verschiedener Kesseltypen. Dabei lernte man auch einiges, wenn das Ganze nicht unterbrochen war von Aufräumarbeiten bzw. von Zulieferungen wie Flacheisen, Winkel, Stähle, Bleche, die angeliefert wurden und natürlich eingebracht werden mussten. Eine körperlich harte Arbeit, die mich manchmal mehr als erschöpfte. Darüber hinaus haben aber alle Kessel auch eine Abgasführung und die Abgashauben mussten alle gestrichen werden; von innen mit einer korrosionsverhindernden Farbe und außen mit einer schwarzen Lackfarbe. Auch diese Arbeiten wurden in der Regel von Lehrlingen, aber hier vorwiegend vom Lehrling im ersten Lehrjahr, ausgeführt.

Eine besonders schäbige Daueraufgabe habe ich vor Augen, wenn es darum ging, Azetylgas zu erzeugen. Jede Werkbank – es wurde ja sehr viel autogen geschweißt – hatte eine Sauerstoff-Flasche zur Verfügung, aber keine Azetylgas-Flasche. Azetylgas wurde, weil es billiger war, selbst erzeugt. Da gab es eine kleine Bude außerhalb der Werkstatt und in dieser Bude stand ein Azetylgas-Entwickler mit einem Zweikammer-System, seitlich stand ein großes Fass mit Karbid (das waren Karbidklumpen, vergleichbar mit Koks). Es stank fürchterlich, und man hatte nun die

Aufgabe, die unten gelagerten Kammern regelmäßig immer im Wechsel mit Karbid zu füllen. Von oben wurde der Karbidentwickler mit Wasser beschickt, und wenn man den Hebel umwarf auf eine gefüllte Kammer, tropfte das Wasser dort hinein, es entwickelte sich Azetylgas. Die ganze Werkstatt war über ein Verteilersystem damit versorgt. Meine Aufgabe war es, ständig dafür zu sorgen, dass die Monteure – je nachdem wie sie das autogene Schweißgerät brauchten – auch ständig mit Azetylgas versorgt waren. Es war dann egal, welche Arbeit gerade verrichtet wurde, wenn die dann plötzlich „Gas“ schriean – das war für mich immer ein Schreckensruf –, musste ich in Windeseile in diese Bude hineinlaufen, den Hebel herumwerfen, damit die Gaserzeugung neu begann. Es dauerte dann einige Minuten, bis die Schweißarbeiten fortgesetzt werden konnten. Die verbrauchte, mit Karbidschlamm gefüllte Kammer wurde herausgezogen (wie gesagt, es stank fürchterlich) und nahe der Werkstatt auf dem Werkstattgelände – Umwelt spielte ja damals noch keine Rolle – mit einem Flacheisen entleert. Die Kammer wurde mit Karbid neu gefüllt und in den Kessel geschoben. Wenn dann wieder dieser Ruf „Gas“ kam, wurde der Hebel umgelegt, so dass die Schweißarbeiten relativ lückenlos fortgesetzt werden konnten. Peinlich wurde es dann, wenn ich im Rahmen meiner Arbeitsfülle nicht dazu kam, die verbrauchte Kammer sofort nachzufüllen, so dass es zu einer längeren Arbeitsunterbrechung kam. Dann war was los.

Zum Wochenende, am Freitag, ab Freitagmittag, wartete dann auf mich eine besonders schöne Aufgabe, nämlich die Großreinigung der Werkstatt. Man musste zur Vorbereitung der neuen Arbeitswoche sehr gründlich die Werkstatt reinigen, die Maschinen säubern, teilweise einfetten. Und wehe das klappte nicht so gut, wie sich das einige Herrschaften vorstellen. Dann durfte man die ganze Prozedur noch einmal von vorn beginnen. Aller Ärger half nicht, ich musste da durch. Mit einem Besen – vorher wurde der Boden der Werkstatt, damit es nicht so staubt, mit Wasser eingesprenkelt – fegte ich dann mehrere Stunden den rohen Betonboden. Der anfallende Dreck wurde zusammengefegt und mit der Schubkarre draußen verbracht.